



KAY
HOOPER

GERAUBTE
TRÄUME

THRILLER



Weltbild

Morgan West, Leiterin der legendären Bannister-Ausstellung, ist in Sorge: Dank ihrer Hilfe konnte der berüchtigte Kunstdieb Quinn einer Interpol-Falle entgehen, und nun steht er plötzlich mitten in der Nacht in ihrem Wohnzimmer. Der charmante Fassadenkletterer jagt einen skrupellosen Rivalen und hofft auf Beistand. Denn das Spiel ist riskant - und in den Nebeln von San Francisco lauern tödliche Gefahren.

Quinn-Zyklus

1. Gestohlene Herzen
2. Geraubte Träume

Kay Hooper

Geraubte Träume

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Heinz Tophinke

Weltbild

Die Autorin

Kay Hooper lebt in North Carolina. Sie ist die preisgekrönte Autorin zahlloser Bestseller, ihre Bücher wurden weltweit über sechs Millionen Mal verkauft. Das erfolgreiche und etwas andere Profiler-Team um Noah Bishop taucht gleich in mehreren verschiedenen Thrillerserien Kay Hoopers auf.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Always a thief.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Kay Hooper

This translation is published with Bantam Books, an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Weltbild Verlag, Augsburg

Übersetzung: Heinz Tophinke

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-087-6

Vorbemerkung der Autorin

Vor etwa zehn Jahren schrieb ich eine Reihe von Liebesromanen, die in der Gegenwart spielten. Sie haben richtig gelesen – Liebesromane.

Doch bei der Entstehung dieser Bücher geschah etwas Eigenartiges. Obwohl ich mit allen Charakteren zufrieden war, gab es einen, der buchstäblich nur schwer aus der jeweiligen Geschichte herauszuhalten war, wenn er gerade nicht aktiv sein sollte. Quinn, mein Einbrecher und Fassadenkletterer, entstieg sozusagen den Seiten, und schon damals meinte meine Agentin, »eines Tages« müsse ich mit ihm noch mehr machen.

Und »eines Tages« war es dann so weit.

Manchmal hat ein Schriftsteller das Glück, ein älteres Werk wieder aufgreifen zu können, um es umzugestalten und so zu schreiben, wie er oder sie es schon damals hätte machen wollen. Ich schrieb damals eine Serie von Liebesromanen, und es gab einfach Dinge, die ich eben deshalb und zu jener Zeit in diesen Büchern nicht unterbringen konnte. Ich bin sehr stolz auf diese Romane, aber es waren definitiv Geschichten, die sich an ein bestimmtes Publikum richteten und in eine bestimmte Zeit gehören.

Damals war ich sowohl wegen des Umfangs dieser Bücher als auch wegen des Genres nicht in der Lage, die Charaktere so komplex zu gestalten, wie ich es wollte, ihnen in ihren Motiven und Persönlichkeiten Schattierungen und Doppeldeutigkeiten zuzugestehen. Und da ich auch schon damals den Drang verspürte, meine Flügel auszubreiten und umfangreichere und komplexere Werke zu verfassen, war mir sehr bewusst, dass ich Quinn und einigen anderen Figuren notgedrungen nicht die größere Bandbreite zur Verfügung stellte, die sie verdienten.

Was mich zum zweiten Grund bringt, aus dem ich diese Vorbemerkung aufnehmen möchte: Gestohlene Herzen (Originaltitel: Once a Thief) und Geraubte Träume (Originaltitel: Always a Thief) haben mit ihren ursprünglichen Originalversionen nicht mehr viel gemein. Sie wurden gewissermaßen neu erfunden. Ich habe nicht nur hier und da ein paar tausend Wörter hinzugefügt, sondern beide Geschichten in mehrfacher Hinsicht neu konzipiert. Einige Szenen der Originale sind geblieben, aber auch sie wurden verändert, um den Charakteren andere Perspektiven oder mehr Spielraum zu ermöglichen. Einige Figuren sind entweder aus dem Rampenlicht in den Hintergrund getreten oder sogar ganz verschwunden und neue hinzugekommen. Dasselbe gilt für einige Handlungsstränge.

Dies ist Quinns Geschichte – oder zumindest ihr Anfang. Und da er in meiner Vorstellungswelt auch lange nach dieser Geschichte weiterhin sehr lebhaft und präsent war, gehe ich davon aus, dass er noch mehr Abenteuer vor sich hat. Wir werden sehen.

Wenn Ihnen meine letzten Thriller gefallen haben, dann hoffe ich, Sie geben auch diesem eine Chance. Er ist nicht so düster und rau wie die Bishop-Bücher, und ob es irgendwelche paranormalen Elemente gibt, bleibt abzuwarten, aber auf jeden Fall macht Quinn eine Menge Spaß, und er erlaubt es mir, eine leichtere, verspieltere Seite meines Schreibens zu präsentieren.

Meine Agentin nennt diese Art von Geschichte eine »Kapriole, ein herrliches, spaßiges,

geistreiches Abenteuer voller Humor, auch wenn darin womöglich tödliche Gefahren lauern«.

Könnte gut sein ... und ist auch so. Denn es geht um eine Ausstellung spektakulärer Schmuck- und Kunstobjekte, die vorbereitet wird, und nicht nur eine Person setzt alles daran, sie zu besitzen – bis hin zu Mord.

Lernen Sie also Quinn kennen, und lassen Sie mich wissen, was Sie von ihm halten. Ich mag ihn sehr gern. Und ich hoffe, Sie ebenfalls.

Prolog

Der Nebel hätte es Quinn erleichtern können, seine Zielperson unbemerkt zu beschatten, doch er hatte inzwischen gelernt, dass der wabernde graue Dunst so unberechenbar sein konnte wie eine lebendige Kreatur, dick wie Erbsensuppe in einem Moment und hauchdünn im nächsten. Deshalb blieb er so weit zurück, wie es ihm möglich war, ohne sein Zielobjekt aus dem Auge zu verlieren.

Das machte die Sache schwieriger.

Auf einem nassen Dachziegel rutschte er aus und nahm sich vor, sich für solche nächtlichen Exkursionen ein Paar neue, noch weicher besohlte Schuhe zu besorgen. Während ihm das durch den Kopf ging, griffen seine in Handschuhen steckenden Hände gerade behutsam nach einem weiteren der schlüpfrigen Ziegel.

Quinn erstarrte, als sich der Ziegel löste.

Er sah nachts ausgezeichnet, doch durch den sich bewegenden Nebel konnte er nicht sicher sein, ob der Mann einige Meter vor ihm auf demselben Dach das schwache Geräusch gehört hatte oder nicht. Er kniff die Augen zusammen, konzentrierte alle seine Sinne und befand schließlich, dass der Mann nach wie vor langsam und vorsichtig seinen Weg fortsetzte.

Kaum atmend und jeden Fuß mit größter Vorsicht aufsetzend, verfolgte Quinn ihn weiter.

Doch etwas nagte an ihm, während er so über die ausgedehnten Dachflächen mehrerer riesiger Bürogebäude hinwegpirschte. Was war es? Was beunruhigte ihn?

Er war diesem Mann nun schon die dritte Nacht auf den Fersen, und bislang hatte sich nichts verändert. Es war nur ein Marsch über Dächer hinweg, leise und vorsichtig, in der Dunkelheit. Heute Nacht war es neblig, aber ansonsten war alles gleich.

Alles gleich.

Genau gleich.

Quinn erstarrte erneut, dieses Mal, weil sich in seinem Kopf eine Erkenntnis zu formen begann. Alles gleich. Die gleiche gottverdammte Route. Die gleiche Nachtzeit, exakt auf die Stunde. Die gleichen Dächer, unter denen sich nichts verbarg, was für einen an Schmuck und Kunst interessierten Dieb von Interesse war. Der gleiche schwierige, körperlich anstrengende Weg, der sowohl seine Nerven wie auch sein Geschick auf die Probe stellte.

Und er spielte mit – Anführer und Verfolger.

Aber er war nicht der Anführer.

Er wurde auf die Probe gestellt.

Zorn überkam Quinn, aber stärker noch als dieses Gefühl war der instinktive Drang, das Ganze sofort abubrechen. Jemand hatte ihn zu einem gefährlichen Spiel verleitet, doch er wollte sich darauf nicht einlassen, solange er die Regeln nicht kannte.

Er verlangsamte seinen Schritt und hielt unwillkürlich nach der besten Rückzugsmöglichkeit Ausschau.

Und er hätte es fast geschafft.

Quinn vermied die Feuerleiter – das tat er nach Möglichkeit immer, denn diese Dinge waren einfach zu laut –, befestigte stattdessen einen Greifhaken und seilte sich dann an der Seite des Gebäudes in den Schatten eines Durchgangsweges ab.

Er war nur mehr gut drei Meter vom Boden entfernt, als alle seine Sinne ihn plötzlich ungestüm warnten. Jemand war in der Nähe, zu nahe – und er zappelte hilflos in der Luft wie ein Wurm an einem Haken.

Er fand kaum die Zeit, den Kopf zu drehen, hatte nur einen Augenblick, um die schemenhafte Gestalt eines Mannes auf der nicht weit entfernten Feuerleiter zu erkennen, den schwachen Feuerschein auf dunklem Stahl zu sehen, und dann erreichte ein leises Geräusch sein Ohr – im selben Moment, in dem Quinn sich instinktiv von der Mauer abdrückte und fallen ließ.

Er spürte, wie ihn die Kugel traf, und durch den Schock gaben seine Knie nach, als er auf den Boden schlug. Ein brennender Schmerz jagte durch seinen Körper. Er versuchte, ihn zu ignorieren, und schaute auf. Sein Blick suchte nach dem Mann auf der Feuerleiter, dessen Schuss ihn getroffen hatte.

Die Feuerleiter war leer.

Quinn presste eine Hand auf die Brust, und als er sie wieder wegnahm, sah er sogar in der Dunkelheit der Gasse ein nasses Glänzen.

»Scheißkerl«, murmelte er.

Morgan West machte die ganze Situation mehr und mehr zu schaffen. In den nächsten Tagen würde die unschätzbar teure Schmuck- und Kunstsammlung Bannister ins Museum kommen, und damit würde sich der Köder in der Falle befinden. Weder Max Bannister noch sonst irgendjemand hatte sich dazu bequemt, ihr mitzuteilen, dass es tatsächlich eine Falle gab; sie verfügte über diese Information lediglich deshalb, weil sie ein Gespräch mitgehört hatte. Und von Quinn hatte sie seit Wochen nichts gesehen – und gespürt.

Es war zum Verrücktwerden.

Sie machte sich, was Quinn anging, nichts vor. In ihren Gedanken rangierte er an erster Stelle. Sobald sie ihren Ärger darüber, mit einem Ring für eine Konkubine beschenkt worden zu sein, überwunden hatte (wenngleich sie sich vorgenommen hatte, diesen Punkt bei ihrem nächsten Treffen deutlich zur Sprache zu bringen), war sie wieder dazu übergegangen, jeden Abend ein bis zwei Stunden im Wagen vor einem seiner möglichen Ziele, etwa einem Museum oder Schmuckgeschäft, zu warten, in der Hoffnung, ihn sehen oder erspüren zu können – was auch immer. Aber er hatte recht gehabt, als er sagte, wenn er nicht gefunden werden wolle, dann werde nicht einmal sie in der Lage sein, ihn zu finden.

Der am schwersten zu fassende Dieb der Welt schien kein Problem damit zu haben, sich auch ihr zu entziehen.

Mist.

Sie hatte die Zeitungen von vorne bis hinten durchgelesen und tagsüber im Museum die Ohren offengehalten, doch falls Quinn jemanden beraubt hatte, war darüber offenbar nichts bekannt. Es hatte über den weltberühmten Einbrecher weder große Schlagzeilen noch atemberaubende Berichte im Fernsehen gegeben.

Tatsächlich war nichts von einem Juwelen- oder Kunstraub bekannt geworden, seit Max Bannister, sein Halbbruder Wolfe Nickerson und Interpolagent Jared Chavalier eine psychotische Diebin festgesetzt hatten, die darauf aus gewesen war, die Computerexpertin der Ausstellung, Storm Tremaine, zu ermorden.

Nachdem diese Anführerin einer bestens organisierten Diebesbande aus dem Verkehr gezogen und die Aktivität der Gang zum Erliegen gekommen war, hatte praktisch jeder in der Stadt, der Wertsachen zu schützen hatte, vor Erleichterung fast hörbar aufgeatmet.

In Morgans Museum waren die Räume für die Ausstellung Geheimnisse der Vergangenheit so gut wie fertig, während die unschätzbar wertvolle Kollektion von Schmuck und Kunstobjekten gerade noch gereinigt und bewertet wurde. Und von einer bestimmten unterschweligen Spannung zwischen Wolfe und Jared abgesehen, war alles richtiggehend friedlich gewesen.

Morgan sagte sich, sie sollte über diese Lage der Dinge froh sein. So war es für alle Beteiligten das Beste. Quinn war wahrscheinlich wieder nach Europa zurückgegangen, nachdem sie ihn vor der Falle gewarnt hatte.

Was sie Max gegenüber nicht erwähnt hatte.

Trotzdem aber hatte sie ihrem gesunden Menschenverstand und jeglicher Logik zuwider das bohrende Gefühl, dass Quinn San Francisco doch nicht verlassen hatte. Er war noch hier, irgendwo, und wenn er keinen Raub verübt hatte, dann wahrscheinlich deshalb, weil er auf eine Chance wartete, an Max' Sammlung heranzukommen – Falle hin oder her.

Deshalb hielt sie weiter nach ihm Ausschau, sagte sie sich. Denn falls die erste Warnung ihr Ziel verfehlt hatte, sollte sie vielleicht mit einer zweiten aufwarten, die er ernst nehmen würde. Schließlich oblag der Schutz der bevorstehenden Ausstellung ihrer Verantwortung, und Quinn stellte ohne Zweifel eine Bedrohung dar, gegen die sie etwas unternehmen musste.

Ja, genau!, spöttelte sie über sich selbst.

Sie war eine Idiotin, zweifellos. Sie sollte alles in ihrer Macht Stehende tun, um diesen Kerl hinter Gitter zu bringen, und sich gar nicht erst damit aufhalten, ihn warnen zu wollen.

Sie hätte der Polizei eine sehr gute Beschreibung von ihm liefern können. Ob er das wusste? Natürlich wusste er es. Sorgte er sich deswegen? Natürlich nicht, denn ihm war nur zu klar, dass sie der Polizei mit keinem Wort verraten würde, dass sie in der Lage war, ihn zu beschreiben.

Mist.

Sie weigerte sich, den Konkubinenring zu tragen – auch wenn er noch so schön war –, aber sie hatte ihn auch nicht in den Müll geworfen. Tatsächlich hatte sie es sich zur Gewohnheit gemacht, ihn jede Nacht vor dem Zubettgehen aus ihrer Schmuckschatulle zu nehmen und minutenlang anzustarren.

Freud hätte seine wahre Freude gehabt.

An diesem Donnerstag aber hatte sich Morgan, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, ihre abendliche Suche nach Quinn ausgedet. Sie beschäftigte sich mit Schreibearbeit, sah sich einen Spätfilm an, ging schließlich unter die Dusche und zog dann ein bequemes Nachthemd an. Sie warf noch einen Blick in ihre Schmuckschatulle und studierte den leuchtenden, quadratischen Stein des Konkubinenrings, sprach laut ein paar von Herzen kommende Flüche über Quinn, um noch etwas Dampf abzulassen, und ging zu Bett.

Als sie aus dem Schlaf aufschreckte, zeigte das Leuchtzifferblatt ihres Weckers zwanzig nach drei Uhr morgens an. Es war sehr still, doch sie lag steif und hellwach unter der Decke und lauschte angestrengt. Etwas hatte sie aufgeweckt, das wusste sie. Etwas ...

Da. Ein leises Geräusch im vorderen Teil der Wohnung, im Wohnzimmer. Ein Kratzen, dann ein sehr leises Knarren, wie wenn jemand auf eine Holzdielle trat.

Was Waffen anbelangte, hatte Morgan eine klare Meinung. Ihrer Ansicht nach sollten die allermeisten Leute, die Schusswaffen besaßen, noch nicht einmal eine Steinschleuder besitzen dürfen, und sie war der festen Überzeugung, dass jeder, der eine Schusswaffe und ein Kind, gleich welchen Alters, im selben Haus hatte, sträflicher Dummheit zu bezichtigen war.

Aber sie war auch schon zu lange auf sich allein gestellt, um törichte Risiken einzugehen. Deshalb hatte sie sich den Umgang mit Waffen beibringen lassen und sich eine Automatikpistole zugelegt, die sie in ihrer Wohnung aufbewahrte. Zweimal im Monat

machte sie Schießübungen, sie war eine passable Schützin.

Und so war es fast ein Reflex, dass sie lautlos die Schublade ihres Nachtkästchens öffnete und die Pistole herausnahm, als sie aus dem Bett glitt. Und ein weiterer, die Waffe mit dem Daumen zu entsichern und sie mit dem geübten beidhändigen Griff vor sich zu halten.

Natürlich wäre es wahrscheinlich klüger gewesen, sich mit der Waffe und dem Handy, das auf dem Nachtkästchen lag, im Badezimmer einzuschließen und die Polizei zu rufen. Doch dieser Gedanke kam ihr erst wesentlich später. Stattdessen schlich sie auf die Tür ihres Schlafzimmers zu, lauschte angestrengt und versuchte, möglichst lautlos zu sein.

Der Flur war kurz; vor dem Eingang zum Wohnzimmer blieb sie stehen und suchte den Raum nach etwas ab, das sich bewegte. Dort – am Fenster. Es war nicht mehr als ein Schatten, undeutlich, aber was es auch war, es gehörte dort nicht hin.

Morgan blieb dicht an der Wand in Deckung, fixierte den Schatten und schaffte es, über ihre feste Stimme nicht selbst zu erschrecken. »Ich habe eine Waffe«, warnte sie grimmig. »Und ich werde sie auch benutzen, das können Sie mir glauben.«

»Ich glaube dir.« Die Stimme war tief, männlich und etwas spröde. »Aber ... nachdem die amerikanischen Behörden ... noch keinen Preis auf meinen Kopf ... ausgesetzt haben ... wäre es mir lieber ... du benutzt sie nicht. Mich aus Habgier erschießen zu wollen ... das halte ich zwar für ... absolut akzeptabel ... aber für ... aktive Sterbehilfe ... bin ich noch nicht bereit.«

Sie sackte in sich zusammen. »Quinn.«

»Kling nicht ... so verdammt erleichtert, Morgana«, tadelte er sie, und seine Stimme war dabei noch spröder. »Ich bin vielleicht ... kein mordender Unhold, aber zumindest für gefährlich ... solltest du mich ... schon halten. Schließlich bin ich ... ein bekannter Verbrecher.«

»Du bist ein Verrückter.« Sie sicherte die Pistole wieder, legte sie auf ein Wandtischchen im Wohnzimmer und schaltete die Lampe, die darauf stand, an.

Er stand am Fenster, die Hände auf die hohe Lehne ihres Lesesessels gelegt. Enttäuscht, als sie sich selbst eingestehen wollte, bemerkte sie, dass er neben seinem üblichen schwarzen Einbrecheroutfit auch die Skimaske trug. Wieso verbarg er sein Gesicht vor ihr, das sie doch längst gesehen hatte?

»Was treibst du denn überhaupt hier?«, fragte sie.

»War gerade zufällig ... in der Gegend«, murmelte er.

Stirnrunzelnd ging Morgan einen Schritt auf ihn zu. Er stand zu still, dachte sie, zu steif. Und wie er sprach, das stimmte irgendwie nicht. »Ach, wirklich? Und du bist auch ganz zufällig meine Feuerleiter hochgeklettert und hast mein Fenster aufgebrochen?«

»Lausiger Riegel«, bemerkte er, wobei seine Stimme leiser wurde und er fast lallte. »Du solltest dir ... einen anderen zulegen.«

Später war Morgan nicht mehr klar, von welchem Moment an sie wusste, was geschehen war. Aber sie bewegte sich plötzlich mit hastigen Schritten schneller auf ihn zu. Vielleicht war es reiner Instinkt, der ihr sagte, dass etwas nicht stimmte – ein Gespür für seine Schwäche, der Geruch von Blut –, doch plötzlich wusste sie ganz gewiss, dass er schwer verletzt war.

»Keine Polizei, Morgana«, murmelte er leise, mit belegter Stimme. »Ärzte müssen einen Bericht ... Bericht ...« Er schwankte, und sie schaffte es gerade noch, ihn zu fassen zu bekommen und zu verhindern, dass sein Kopf auf den Boden aufschlug.

Eine leichte Brise vertrieb den Nebel, aber diese wie mit Watte gedämpfte, typische Stille einer nebligen Nacht blieb dennoch erhalten, und so achtete sie darauf, kein Geräusch zu machen, während sie sich von Morgan Wests Apartmentgebäude entfernte.

Interessant. Sehr interessant sogar.

Und überraschend. Der anscheinend unfehlbare Quinn hatte also doch einen Schwachpunkt? Eine unerwartete, verwundbare Stelle im Panzer seines Herzens – und seines brillanten Verstandes?

Sie ging zu ihrem ein paar Blocks entfernt geparkten Wagen und stieg ein, und erst jetzt entglitt ihr ein leises Lachen. Sie war mit einem Ziel nach San Francisco gekommen. Jetzt hatte sie zwei.

»Quinn? Quinn?« Sein schwarzer Pullover hatte einen dunklen, nass glänzenden Fleck an der Brust, unterhalb der linken Schulter. Ein Fleck, der größer wurde. Und als sie ihm die Skimaske abnahm, war sein schmales, schönes Gesicht gespenstisch bleich, schweißbedeckt und kalt, die Augen waren geschlossen.

Morgan hatte sich noch nie so eisig und von Furcht erstarrt gefühlt, doch irgendwie erinnerte sie sich an einen Erste-Hilfe-Kurs und fühlte seine Halsschlagader. Sein Herz schlug, allerdings nur schwach, und der Rhythmus war sehr unregelmäßig. Quinn war im Begriff, einen Schock zu bekommen.

Er war viel zu schwer, als dass sie ihn hätte tragen können. Halte ihn warm und lege seine Beine hoch, sagte sie sich mit einer ruhigen inneren Stimme, die sie selbst überraschte. Sie holte eine Decke und legte sie über ihn, dann hob sie seine Beine hoch und schob ein dickes Kissen darunter.

Sie wollte sich die Wunde nicht ansehen, wusste jedoch, dass sie es tun musste, und seine letzten, gemurmelten Worte verfolgten sie. Einen Arzt konnte sie also nicht verständigen, denn er hätte eine von einem Gewaltverbrechen herrührende Wunde melden müssen, und die Polizei hätte ihn sofort festgenommen.

Trotz allem war Morgan völlig klar, dass ihr Quinn hinter Gittern in jedem Fall lieber sein würde als tot. Wenn es diesbezüglich also eine Entscheidung zu treffen gab, dann war sie bereits gefallen.

Mit einer Schere schnitt sie den Pullover vorsichtig so weit auf, dass sich die Verletzung freilegen ließ. Sie wusste nicht viel über derlei Dinge, aber sie war sich sicher, dass sie es mit einem Einschuss zu tun hatte; dazu genügte ein Blick. Sie machte aus mehreren sauberen Tüchern einen dicken Verband und legte ihn vorsichtig auf die träge blutende Wunde. Sie musste kämpfen, damit ihr nicht übel wurde. Doch diese gelassene innere Stimme half ihr, die Fassung zu bewahren.

Gar nicht so schlimm. Die Blutung hat schon fast aufgehört. Wenn es nicht eine Austrittswunde gibt ... Sie schob eine Hand unter seine Schulter und wusste dann nicht, ob sie erleichtert sein sollte, dass sich die Kugel noch in seinem Körper befand. Sie ist

nicht in der Nähe des Herzens oder der Lunge. Glaube ich zumindest.

»Mistkerl«, murmelte sie, ohne wirklich zu merken, dass sie es aussprach. »Stirb mir bloß nicht unter den Händen weg, Quinn. Verdammt, du darfst dich nicht einfach davonmachen.«

Seine unglaublich langen Wimpern hoben sich, und sogar jetzt lauerte in den dunklen grünen Augen noch eine Spur Belustigung. »Wenn du mich schon ... mit Schimpfnamen bedenkst«, sagte er mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war, »dann ... benutze wenigstens meinen Vornamen.«

»Ich kenne deinen Vornamen gar nicht!«, fuhr sie ihn an, immer noch zornig, und sie vermutete, dass ihr Ärger das Einzige war, was ihr half, zu funktionieren.

»Alex«, murmelte er mit dem Anflug eines Lachens.

Morgan verspürte keinerlei Triumphgefühl, obwohl sie sicher war, dass er sie nicht belogen hatte. Alex war sein Name, sein wirklicher Name, und dieses Wissen hatte sie nun jedem voraus, der es auf Quinn abgesehen hatte. Und doch war sie nicht stolz darauf, dass er ihr dies anvertraut hatte. Vielmehr spürte sie eine große Angst, es könne so etwas wie ein Bekenntnis auf dem Sterbebett sein. Doch ihr Tonfall blieb grimmig und bestimmt.

»Wenn du mir stirbst, Alex, dann werde ich deinen Geist bis ans Ende der Welt verfolgen.«

Seine Augen schlossen sich, doch er gluckste leise. »Ich kann dir ... die Suche ersparen. Du wirst mich ... wahrscheinlich ... ganz in der Nähe der Flammen ... der ewigen Verderbnis ... finden, Morgana.«

Sie schmeckte Blut und bemerkte, dass sie sich in die Lippe gebissen hatte. »Ich muss dir einen Arzt besorgen ...«

»Nein. Die Polizei. Ich kann nicht zulassen ... dass sie mich jetzt wegsperren ... nicht jetzt ... ich bin zu nah dran.«

Sie wollte gar nicht wissen, was er eigentlich meinte. »Hör mir mal gut zu. Du hast einen Schock. Du hast eine Menge Blut verloren. In deiner Schulter steckt eine Kugel, und die muss raus.«

Als sich seine Augen langsam wieder öffneten, löste ihr fieberhafter Glanz noch größere Panik bei ihr aus. »Max«, sagte sie rasch, »Max. Ich werde Max anrufen. Er schafft es sicher, unauffällig einen Arzt zu besorgen, ohne dass die Polizei Wind davon bekommt.«

Erst viel später kam ihr in den Sinn, welche herrliche Ironie ihre Lösung beinhaltete: In ihrem Wohnzimmer lag ein verwundeter Einbrecher, und der einzige Mensch, der ihm vielleicht helfen konnte, war der Besitzer einer unschätzbar wertvollen Kunstsammlung, die als Falle dienen sollte, um eben diesen Einbrecher dingfest zu machen.

Ironie? Es war Wahnsinn.

Quinn blickte sie lange an, dann seufzte er unwillkürlich. Erleichterung, Einverständnis, Bedauern – was auch immer, Morgan war sich nicht sicher, was es war. Doch ein Lächeln spielte kurz um seine Lippen, ein seltsames Lächeln, das von etwas anderem entstellt wurde als von Schmerz.

»Also gut. Ruf ihn an.«

Obwohl es mitten in der Nacht war, klang Max' Stimme klar und ruhig, als Morgan seine Privatnummer anrief, und er hörte sich ihre hastige Erklärung an, ohne zu unterbrechen. Sobald sie geendet hatte, sagte er lediglich »Bin schon unterwegs«, und im nächsten Moment hörte sie nur mehr das Freizeichen.

Quinn schien ohnmächtig zu sein, aber er atmete noch. Sie wickelte ihn fester in die Decke ein, ging dann ins Schlafzimmer, um Jeans und Pullover anzuziehen, und kniete anschließend wieder neben ihm nieder. Mit zitternden Fingern strich sie über sein dickes, goldblondes Haar und seinen feuchtkalten Hals.

»Wenn du stirbst, werde ich dir das nie verzeihen«, flüsterte sie. Sie wusste nicht, ob er es gehört hatte oder ob seine Bewusstlosigkeit zu tief war, um irgendetwas zu hören, aber sein Kopf bewegte sich leicht, als wollte er sich an ihre Hand schmiegen.

Erst zehn unendliche Minuten später hörte sie ein schnelles, leises Klopfen an der Tür und stand auf, um Max hereinzulassen. Sie hatte noch einige Lampen eingeschaltet, sodass er Quinn deutlich sehen konnte, als er die Wohnung betrat.

»Der Arzt wird jeden Moment hier sein«, erklärte er, warf seine Jacke auf die Couch und trat zu Quinn. »Wie geht es ihm?«

»Unverändert.« Morgan kniete neben dem Verletzten nieder, und Max folgte ihrem Beispiel. Mit seinen langen, kräftigen Fingern fühlte er Quinns Puls, dann schlug er die Decke zurück und warf einen Blick unter die Tücher, mit denen Morgan die Wunde abgedeckt hatte. Was immer in ihm vorgehen mochte, seine harten Gesichtszüge verrieten kein Gefühl, und auch seine Stimme blieb sachlich.

»Ernst. Aber nicht tödlich, denke ich.«

Hätte ein Arzt das gesagt, Morgan hätte vielleicht daran gezweifelt, doch sie kannte Max lange genug, um auf sein Urteil zu vertrauen. Die kalte, angespannte Furcht in ihrem Inneren löste sich; sie merkte, wie sie ein wenig in sich zusammensank. »Er – er ist so blass.«

»Blutverlust.« Max legte die Tücher wieder auf die Wunde und zog die Decke bis an Quinns Kehle hoch. »Und Schock. Der menschliche Körper tut sich schwer mit einer Kugel.«

»Sie steckt noch in ihm drin.«

»Ich weiß. Zum Glück für ihn. Wenn sie wieder ausgetreten wäre, wäre er inzwischen wahrscheinlich verblutet.« Max blickte sie an und meinte dann: »Ich denke, weg vom Boden hätte er es bequemer.«

»Wenn wir es schaffen, ihn in mein Bett zu bringen ...«

»Geh schon mal vor und richte es her. Ich trage ihn.«

Quinn war alles andere als ein kleiner Mann, und bewusstlos war er noch schwerer aufzuheben, aber auch Max war überdurchschnittlich groß und kräftig; es schien ihn nicht übermäßig viel Anstrengung zu kosten, Quinn in Morgans Bett zu bringen. Sie half ihm, dem Verletzten die Schuhe auszuziehen, dann warf sie einen zögerlichen Blick auf den ganz in Schwarz gekleideten Körper.

»Vielleicht mache ich den Rest besser alleine«, meinte Max.

Sie nickte und zog sich zur Tür hin zurück. »Ja, das ist vielleicht besser. Ich – koche uns mal einen Kaffee.«

Sie hatte gerade damit angefangen, als der Arzt eintraf. Er war ein Mann mittleren Alters, mit ruhigem Blick und einer leisen Stimme, und er schien es ganz sachlich zu nehmen, dass er aus dem Bett geholt worden war, um heimlich eine Schusswunde zu versorgen. Wenn Max sagte, das sei in Ordnung, erklärte er sich gegenüber Morgan, dann sei das alles, was er wissen müsse.

Noch jemand, der unbedingtes Vertrauen in Max' Urteil hatte, wie es schien.

Morgan führte den Mann ins Schlafzimmer und ging dann wieder in die Küche.

Sie wusste nicht, wie viel sie noch aushalten konnte, war sich jedoch ziemlich sicher, dass ihre Fassung ins Wanken geraten würde, wenn sie zuschauen musste, wie aus Quinns Schulter eine Kugel entfernt wurde.

Sie hörte die leisen Stimmen der beiden Männer, und einmal musste sie sich fest in die Faust beißen, als sie ein heftiges Stöhnen hörte. Daraufhin schaltete sie den Fernseher ein, blieb jedoch in der Küche. Als sie bei der zweiten Tasse Kaffee war, kam Max zu ihr.

»Die Kugel ist draußen«, berichtete er gefasst. »Sie war offenbar schräg eingetreten, das hat das Herausholen erschwert, aber wenn sie gerade eingedrungen wäre, hätte sie ihn wahrscheinlich getötet.«

Morgan schenkte ihm eine Tasse ein und deutete auf Zucker und Milch. »Ich habe gehört, wie er ...«, sagte sie mit bebender Stimme. »Hat er ...«

»Er ist mitten in der Operation zu sich gekommen«, erklärte Max. »Das war nicht sehr angenehm für ihn, fürchte ich. Aber er will kein Schmerzmittel, und er ist noch immer bei Bewusstsein.«

»Wird er es überstehen?«

»Sieht so aus.« Max nippte an seinem Kaffee und fügte dann etwas nüchtern hinzu: »Jetzt wirst du also ein paar Tage lang einen verwundeten Einbrecher in deinem Bett haben.«

Morgan kam plötzlich der Gedanke, dass Max über all diese Dinge erstaunlicherweise nichts wissen wollte, und sie spürte, wie sie errötete. Sie räusperte sich und murmelte dann: »Ich ... äh ... bin ihm sozusagen schon ein paarmal begegnet, und ... mehr oder weniger ... hat er mir sogar das Leben gerettet. Zweimal, wahrscheinlich.«

»Tatsächlich?«

Sie nickte. »Also stehe ich in seiner Schuld. Und mein Bett für ein paar Tage aufzugeben, das ist nun wirklich kein zu hoher Preis dafür.«

Max blickte sie unverwandt an. »Nein, wenn er dir das Leben gerettet hat, dann würde ich sagen, machst du ein gutes Geschäft.«

»Du wirst nicht ...« Sie räusperte sich noch einmal und sagte dann bemüht: »Max, ich habe im Museum zufällig etwas gehört, das ich wahrscheinlich nicht hätte hören sollen. In der Nacht, als du von den Flitterwochen zurückgekommen warst.«

»Das dachte ich mir schon.« Er lächelte. »Ich habe im Dienstbuch des Museums deinen Namen gesehen, als ich mich austrug, Morgan. Schon da hatte ich den Verdacht, dass du mein Gespräch mit Jared gehört und mitbekommen hast, was wir planen.«

»Ja, also ... nachdem Quinn mir das Leben gerettet hat, ... warnte ich ihn. Dass die Ausstellung Geheimnisse der Vergangenheit der Köder für eine Falle ist.«

»Ich verstehe.«

»Es tut mir leid, Max, aber ...«

»Schon gut«, tröstete er sie, doch bevor er noch mehr sagen konnte, kam der Arzt mit positiven Nachrichten aus dem Schlafzimmer zu ihnen.

»Die Konstitution eines Ochsen«, sagte er und nahm von Morgan dankbar eine Tasse Kaffee entgegen. »Und eine ungewöhnlich hohe Schmerztoleranz. Ich gehe davon aus, dass er bald wieder genesen ist. Wahrscheinlich wird er in ein, zwei Tagen schon wieder auf den Beinen sein.« Mit einem Blick auf Max fügte er hinzu: »Er will Sie sehen, und ich bezweifle, dass er einschläft, wenn Sie nicht zu ihm gehen.«

Max stellte seine Tasse ab, lächelte Morgan aufmunternd zu und verließ die Küche, während der Arzt ihr Anweisungen gab, wie sie sich in den nächsten Tagen um den Patienten kümmern sollte.

Als Max in das hell erleuchtete Schlafzimmer kam, blieb er erst einmal still stehen und studierte Quinn einen Moment lang. Sein Oberkörper war durch zwei Kissen leicht aufrecht und die Decke nur bis über die Hüften hochgezogen, sodass die bandagierte Schulter gut zu sehen war. Seine Augen waren geschlossen, doch als Max ihn ansah, öffneten sie sich. Quinn schien klar und bei vollem Bewusstsein, trotz der Schmerzen, die er unzweifelhaft hatte.

Seltsamerweise wirkte er in Morgans Bett gar nicht deplatziert. Sie hatte ihr Schlafzimmer nicht überbordend ausgestattet – das entsprach nicht ihrem Charakter –, wiewohl es eindeutig das Schlafzimmer einer Frau war. Doch trotz der mit Blumenmustern bedruckten Bettwäsche und der mit Rüschen versehenen Kissendecken schien Quinn in dieses Ambiente zu passen, ohne dass seine Männlichkeit dadurch eine Einbuße erlitt. Das war wirklich interessant, dachte Max.

Nach einer Weile schloss er die Tür hinter sich. Quinn beobachtete stumm, wie der große, dunkle Mann würdevoll ans Fenster trat und auf die schwach beleuchtete Straße hinuntersah.

»Ich nehme an, Morgan weiß es nicht«, sagte er ruhig.

»Nein«, antwortete Quinn. Sein Tonfall war etwas anders als jener unbekümmerte, den Morgan sonst immer von ihm zu hören bekam.

»Was für ein Spiel treibst du mit ihr?«, fragte Max, den Blick noch immer nach draußen gewandt.

Seiner tiefen Stimme war nichts Besonderes anzumerken, aber Quinn bewegte sich dennoch ruhelos auf dem Bett, das Gesicht etwas verzerrt, weil seine Wunde ihn schmerzte. »Du musst wissen, dass es kein Spiel ist.« Nun klang er durchaus verändert: sich verteidigend, vielleicht sogar trotzig. »Für Spiele habe ich nicht die Zeit und auch nicht die emotionale Energie.«

»Dann halte sie aus der Sache heraus.« Dieses Mal sprach Max Bannister, der Vorstandsvorsitzende, eine Autorität, die es nicht gewöhnt war, herausgefordert zu werden, und noch weniger, eine Niederlage einzustecken. Doch vom Bett her kam eine leise, aber bestimmte Kampfansage.

»Das kann ich nicht«, sagte Quinn.

Max versteifte sich fast unmerklich. »In mancher Hinsicht ist Morgan durchaus fragil. Und sie unterstützt immer den Schwächeren. Du könntest ihr das Herz brechen.« Seine

Stimme war ausdruckslos.

»Ich glaube eher, sie könnte meines brechen«, entgegnete Quinn noch leiser.

»Hör auf. Jetzt, sofort ... bevor einer von euch beiden einen zu hohen Preis bezahlen muss.«

»Glaubst du, das hätte ich nicht längst versucht?« Quinn lachte, es klang leise und rau. »Das habe ich.« Er räusperte sich und fuhr mit eiserner Beherrschung fort, was jedoch die Bedeutung seiner Worte um nichts schmälern konnte. »Ich habe versucht, mich von ihr fernzuhalten. Du hast keine Ahnung, wie sehr ich es versucht habe. Ich weiß nicht einmal, dass ich bewusst entschieden hätte, heute Nacht hierher zu kommen. Ich ... kam einfach. Zu ihr. Wenn es sein sollte, dass ich sterbe, dann musste ich – bei ihr sein.«

Jetzt drehte sich Max um und lehnte sich an den Fensterrahmen, und als er sprach, war ihm die Niederlage anzuhören. »Das ist ein irrsinniger Schlamassel, Alex.«

Quinns lange Finger umklammerten den Rand der Decke, die bis zu seinen Hüften hochgezogen war, und sein Mund verzog sich, als er diesem festen, eigenartig mitfühlenden Blick begegnete. »Ich weiß«, sagte er.

Als Max nach über einer halben Stunde noch immer nicht wieder aus dem Schlafzimmer gekommen war, begann Morgan, sich Sorgen zu machen. Der Arzt hatte ihr vor seinem Aufbruch Anweisungen gegeben sowie Antibiotika und Schmerztabletten dagelassen und eine Liste von Dingen aufgeschrieben, die sie brauchte, um ihren Patienten zu pflegen. Jetzt konnte sie nichts anderes tun als im Wohnzimmer auf- und abzugehen. Und jedes Mal, wenn sie an der Tür vorbeikam, starrte sie durch den Flur nervös auf die geschlossene Schlafzimmertür. Sie hörte nicht einen Laut; was ging dort drinnen vor sich?

Es war schon fast Morgengrauen, nach fünf Uhr früh, als Max endlich herauskam.

Wie gewöhnlich zeigte er keine Regung, aber Morgan fand, dass er müde aussah.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie etwas argwöhnisch.

»Ich glaube, er schläft jetzt.«

Morgan kam fast um vor Neugier, aber noch ehe sie fragen konnte, weshalb Quinn ihn hatte sehen wollen, klopfte es heftig an der Wohnungstür. »Wer könnte das sein? Kommt der Doktor zurück?«

»Nein, das glaube ich nicht.« Max öffnete, und Jared Chavalier trat ein.

Fast instinktiv postierte sich Morgan zwischen Jared und der Tür zum Schlafzimmer, doch ihr Blick wanderte zu Max, und ihre leise Frage war an ihn gerichtet.

»Wie konntest du ...«

»Ist schon gut, Morgan«, unterbrach er sie ruhig und mit einem beschwichtigenden Lächeln. »Vertraue mir.«

Sie wollte etwas erwidern, doch Jareds leise, ärgerliche Stimme zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Er sah etwas bleich aus – wahrscheinlich weil er so wütend ist, dachte sie, denn seine Augen funkelten geradezu.

»Hat sich an dem, was du mir am Telefon gesagt hast, irgendetwas geändert?«, fragte er Max.

»Nein«, entgegnete dieser. »Es ist ernst, aber nicht tödlich. In ein paar Tagen wird er wieder auf dem Damm sein.«

Jared lachte kurz. »Ich hätte es wissen sollen – er hat mehr Leben als zehn Katzen.«

Unverändert gefasst sagte Max: »Du wirst mit ihm reden wollen. Dieses Mal kam er nah dran. Zu nah. Er glaubt, deshalb wurde auf ihn geschossen.«

Als Morgan merkte, dass von dem Interpolagenten keine Gefahr für Quinn ausging, trat sie vom Flur ins Wohnzimmer, doch ihre Verwirrung wuchs. »Ich verstehe nicht«, wandte sie sich an Max. »Was geht hier eigentlich vor?«

»Die Ausstellung ist ein Köder für einen Einbrecher«, erklärte Max, »aber es ist nicht Quinn. Er arbeitet für Interpol und hilft mit, einen anderen Dieb zu fassen.«